

P

Antony Beevor

RUSSLAND

**Revolution und Bürgerkrieg
1917–1921**

Aus dem Englischen übertragen
von Jens Hagededt

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Russia. Revolution and Civil War, 1917–1921
bei Weidenfeld & Nicolson, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright dieser Ausgabe © 2026 by Pantheon Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2022 by Ocito Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023 by

C.Bertelsmann Verlag, München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildung: © akg-images / Universal Images Group / Sovfoto

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55535-4

www.pantheon-verlag.de

Für Luba Winogradowa

Inhalt

Vorwort	11
----------------------	----

TEIL EINS: 1912 bis 1917

1 Der Selbstmord Europas <i>1912 bis 1916</i>	19
2 Die Februarrevolution <i>Januar bis März 1917</i>	27
3 Der Sturz des Doppeladlers <i>Februar/März 1917</i>	41
4 Von der Autokratie zum Chaos <i>März/April 1917</i>	49
5 Die schwangere Witwe <i>März bis Mai 1917</i>	63
6 Die Kerenski-Offensive und die Julitage <i>Juni/Juli 1917</i>	80
7 Kornilow <i>Juli bis September 1917</i>	95
8 Der Oktoberputsch <i>September bis November 1917</i>	115
9 Kreuzzug der Jungen – die Revolte der Junker <i>Oktober/November 1917</i>	129
10 Der Kindsmord an der Demokratie <i>November/Dezember 1917</i>	144

TEIL ZWEI: 1918

11 Die Form zerbrechen <i>Januar/Februar 1918</i>	161
12 Brest-Litowsk <i>Dezember 1917 bis März 1918</i>	174
13 Der Eismarsch der Freiwilligenarmee <i>Januar bis März 1918</i>	192

14	Die Deutschen marschieren ein <i>März/April 1918</i>	211
15	Feinde an der Peripherie <i>Frühjahr/Sommer 1918</i>	225
16	Die Revolte der Tschechen und der linken Sozialrevolutionäre <i>Mai bis Juli 1918</i>	242
17	Roter Terror <i>Sommer 1918</i>	260
18	Kämpfe an der Wolga und die Rote Armee <i>Sommer 1918</i>	269
19	Von der Wolga bis Sibirien <i>Herbst 1918</i>	285
20	Die Mittelmächte ziehen ab <i>Herbst/Winter 1918</i>	303
21	Das Baltikum und Nordrussland <i>Herbst/Winter 1918</i>	317

TEIL DREI: 1919

22	Der verhängnisvolle Kompromiss <i>Januar bis März 1919</i>	331
23	Sibirien <i>Januar bis Mai 1919</i>	346
24	Don-Region und Ukraine <i>April bis Juni 1919</i>	357
25	Murmansk und Archangelsk <i>Frühling/Sommer 1919</i>	373
26	Sibirien <i>Juni bis September 1919</i>	380
27	Baltischer Sommer <i>Mai bis August 1919</i>	396
28	Der Marsch auf Moskau <i>Juli bis Oktober 1919</i>	409
29	Baltische Überraschung <i>Herbst 1919</i>	426
30	Sibirischer Rückzug <i>September bis Dezember 1919</i>	434
31	Der Wendepunkt <i>September bis November 1919</i>	446

32	Rückzug im Süden <i>November/Dezember 1919</i>	462
-----------	---	-----

TEIL VIER: 1920

33	Der große sibirische Eismarsch <i>Dezember 1919 bis Februar 1920</i>	479
34	Der Fall von Odessa <i>Januar 1920</i>	489
35	Der Schwanengesang der weißen Kavallerie <i>Januar bis März 1920</i>	495
36	Wrangel übernimmt das Kommando, die Polen erobern Kiew <i>Frühling/Sommer 1920</i>	513
37	Die Polen im Westen, Wrangel im Süden <i>Juni bis September 1920</i>	526
38	Das Wunder an der Weichsel <i>August/September 1920</i>	544
39	Die Riviera des Hades <i>September bis Dezember 1920</i>	556
40	Der Tod der Hoffnung <i>1920/1921</i>	570

Nachwort	Des Teufels Lehrling	582
-----------------	----------------------------	-----

ANHANG

Dank	587
Kartenverzeichnis	589
Glossar	590
Abkürzungen/Transliteration	592
Anmerkungen	595
Literatur	631
Register	645
Bildnachweis	668

Vorwort

Im Januar 1902 berichtete der Herzog von Marlborough seinem Cousin ersten Grades Winston Churchill brieflich von einem Hofball, an dem er in Sankt Petersburg teilgenommen hatte. Marlborough äußerte seine Verwunderung über die anachronistische Vornehmheit, in der der Zar von ganz Russland sich zu gefallen schien. Er beschrieb Nikolaus II. als einen »freundlichen und liebenswürdigen Mann, der versucht, die Rolle eines Autokraten zu spielen«.¹

Der Empfang sei all der pomphaften Pracht von Versailles würdig gewesen. »Für fast dreitausend Personen wurde Abendbrot serviert. Der Eindruck, den es macht, so viele Menschen gleichzeitig Platz nehmen zu sehen, ist schwer zu beschreiben. Du kannst aber die Großartigkeit der Veranstaltung erahnen, wenn ich Dir sage, dass die Gäste von insgesamt etwa zweitausend Dienern bedient wurden, unter denen sich neben Kosaken und Mamelucken auch Läufer [Lakaien] wie im England des 18. Jahrhunderts befanden, mit riesigen Straußenfederhüten auf dem Kopf. In jedem Raum befand sich eine Regimentskapelle, damit überall, wohin immer der Zar sich begeben mochte, die Nationalhymne gespielt werden konnte. [...] Es gab noch eine weitere Ehrengarde, deren Aufgabe es offenbar war, fünf Stunden lang ununterbrochen die Schwerter zu präsentieren.«²

Als Marlboroughs junge Ehefrau Consuelo Vanderbilt den Zaren bei einem späteren Abendessen fragte, ob es möglich sei, in Russland die Demokratie einzuführen, antwortete er: »In der Entwicklung unserer nationalpolitischen Einrichtungen sind wir zweihundert Jahre hinter Europa zurück. Russland ist immer noch eher asiatisch als europäisch und braucht darum eine autokratische Regierung.«³

Marlborough war auch über die Eigenheiten der Garderegimenter erstaunt, die das Militärsystem beherrschten. »Der Großherzog Wladimir,

der einem Teil der Armee vorsteht, lässt sich die Rekruten vorführen. Männer mit Stupsnase kommen in das von Kaiser Paul, der eine Stupsnase besaß, geschaffene Pawlowski-Regiment.«⁴

Etikette, Protokoll und Bürokratie waren nicht nur am Hof, sondern auch in der Kaiserlich Russischen Armee archaisch. Hauptmann Archie Wavell, der spätere Feldmarschall, stellte als junger Offizier der Black Watch* bei einem Einsatz in Russland kurz vor dem Ersten Weltkrieg fest, dass selbst Stabsoffiziere Angst hatten, Initiative zu ergreifen. Als »Beispiel für den Konservatismus der russischen Armee« nannte er »die Gepflogenheit [der Soldaten], das Bajonett stets auf dem Gewehr befestigt zu tragen«.⁵ Dies ging auf einen Befehl zurück, den Marschall Suworow Ende des 18. Jahrhunderts gegeben hatte, nachdem eine russische Kolonne in einen Hinterhalt geraten und vernichtet worden war.

Russische Offiziere betrachteten es als Schande, ohne Uniform gesehen zu werden. Ein Dragonerhauptmann, der Wavell über die Gepflogenheiten in der britischen Armee befragte, konnte nicht glauben, dass deren Offiziere außerhalb des Dienstes Zivilkleidung trugen und in der Öffentlichkeit keine Schwerter mit sich führten. »Aber dann haben die Leute doch keine Angst vor Ihnen«, platzte er heraus. Ein zaristischer Offizier hatte auch das Recht, jedem seiner Soldaten zur Strafe ins Gesicht zu schlagen.

Wavell war nicht überrascht zu erfahren, dass die russische Intelligenzija die Herrscher als »bürokratische Unterdrücker« betrachtete; »sie mißtraute der Polizei und verachtete die Armee«.⁷ Nach den demütigenden Katastrophen des Russisch-Japanischen Krieges von 1904/05 und dem an den Teilnehmern von Pater Georgi Gapons friedlichem Protestmarsch zum Winterpalast im Januar 1905 verübten Massaker hatte sie den Respekt vor dem Regime und den Streitkräften verloren. »Russland schwenkte über Nacht nach links«, schrieb Nadeschda Lochwizkaja unter ihrem Pseudonym »Teffi«. »Unter den Studenten kam es zu Unruhen, Arbeiter streikten. Selbst alte Generäle schnaubten, wenn die Rede darauf kam, wie unwürdig das Land regiert wurde; sie kritisierten auch den Zaren scharf.«⁸

Als Gegenleistung für seine großen Privilegien wurde vom Adel erwartet, dass er seine Söhne der Armee als Offiziere und der Verwaltung in

* Bataillon des Royal Regiment of Scotland, eines Infanterieregiments der britischen Armee. (Anm. d. Übers.)

Sankt Petersburg als Beamte zur Verfügung stellte. Und die dreißigtausend Grundbesitzer sollten durch lokale »Landeshauptmänner« die Ordnung auf dem Lande aufrechterhalten.

Die Befreiung der Leibeigenen 1861 hatte wenig zur Verbesserung von deren verzweifelter Lage beigetragen. »Unsere Landbevölkerung lebt unter schrecklichen Bedingungen und ohne organisierte medizinische Versorgung«, schrieb Maxim Gorki. »Die Hälfte aller Bauernkinder stirbt, bevor sie fünf Jahre alt sind, an Krankheiten. Fast alle Frauen auf dem Dorf leiden an Frauenkrankheiten. Die Dörfer verfaulen infolge von Syphilis; sie sind in Elend, Unwissenheit und Verwilderung versunken.«⁹ Die Frauen litten auch unter der Gewalttätigkeit ihrer Männer, vor allem wenn diese betrunken waren.

Die Vorstellung, der derbe russische Bauer könnte Teil einer unwiderstehlichen militärischen Dampfwalze werden, war eine Illusion. In Friedenszeiten wurden drei von vier jungen Bauern aus gesundheitlichen Gründen abgelehnt. Die Offiziere klagten über die Einstellung der Wehrpflichtigen, die während des Ersten Weltkriegs eintrafen. In einem Bericht der 2. Armee heißt es: »Es ist erbärmlich, kommt aber ziemlich häufig vor, dass sich die unteren Dienstgrade selbst Wunden zufügen, um dem Kampf zu entgehen. In vielen Fällen ergeben sie sich dem Feind.« Der Bericht bezeichnete sie als »ordinäre Muschiks«: »Sie starren gleichgültig, blöde und finster vor sich hin, statt ihrem Kommandeur fröhlich und vergnügt in die Augen zu schauen.«¹⁰ Im Grunde verhielt sich der russische Bauer in Uniform gemäß der Taktik, die die britische Armee als »stupide Unverschämtheit« zu bezeichnen pflegte.

Selbst aufgeklärte Angehörige der Oberschicht und des Adels fürchteten die »finsternen Massen« und ihre gelegentlichen Ausbrüche furchtbarer Gewalt, zu denen es etwa bei dem nach ihrem Anführer Jemeljan Pugatschow benannten Bauernaufstand von 1773 gekommen war. »Bewahre uns Gott vor einem russischen Aufstand, sinnlos und erbarmungslos!«, schrieb Alexander Puschkin.¹¹ Während der Unruhen und Brandschatzungen, die 1905 auf die Katastrophen des Russisch-Japanischen Krieges folgten, bestand die einzige Hoffnung der Gutsbesitzer darin, dass der örtliche Gouverneur Truppen aus einer der zahlreichen Garnisonsstädte entsenden würde.

Die berühmt-berüchtigte Bemerkung, die Karl Marx und Friedrich En-

gels im *Kommunistischen Manifest* über die »Idiotie des Landlebens« gemacht haben, womit sie auch die Leichtgläubigkeit, Apathie und Unterwürfigkeit der Bevölkerung meinten, hatte auch über die Bauerndörfer hinaus ihre Berechtigung. Das Leben in kleinen Provinzstädten konnte fast genauso verblöden. Satiriker wie Saltykow-Schtschedrin und Gogol blickten unter die trübe Oberfläche des stehenden Gewässers. Saltykow, ironischerweise ein Lieblingsautor Lenins, beschwor auch »die verheerende Wirkung der legalisierten Sklaverei auf die menschliche Seele«,¹² eines Phänomens, das sowohl in der zaristischen als auch in der sowjetischen Ära zu beobachten war. Leo Trotzki machte dafür die geistige Zwangsjacke der orthodoxen Kirche verantwortlich. Er behauptete, eine Revolution werde nur dann möglich sein, wenn das Volk von den »Ikonen und Kakerlaken« des Heiligen Russlands genug habe.

Bemühungen um eine Bodenreform führten nur in einigen Gebieten zu Ergebnissen. Im Unterschied zum Landbesitz von Graf Dmitri Scheremetew, dem großen Magnaten des 19. Jahrhunderts, der rund 760 000 Hektar mit etwa dreihunderttausend Leibeigenen besaß,¹³ waren die meisten Ländereien klein und verarmt. Selbst wenn sie es gewollt hätten, hätten nur sehr wenige Gutsbesitzer es sich leisten können, die Wohnverhältnisse zu verbessern oder auch nur die einfachste Form der Mechanisierung einzuführen. Viele sahen sich stattdessen gezwungen, ihren Besitz zu verkaufen oder zu verpfänden. Die persönlichen Beziehungen wurden zunehmend künstlich und angespannt. Die ärmeren Bauern blieben Analphabeten, was bedeutete, dass sie sowohl von den Dorfältesten als auch von den Getreidehändlern ausgebeutet und von vielen Grundbesitzern, die ob ihres Machtverlusts voller Ressentiments waren, schlecht behandelt wurden. Unterwürfige Pächter, die sich vor ihren adligen Herren verneigten, nutzten infolgedessen jede Gelegenheit, sie zu betrügen, sobald jene ihnen den Rücken kehrten.

Die Abwanderung in die Städte beschleunigte das Wachstum der Arbeiterklasse, des Proletariats, das die Marxisten als Vorhut der Revolution betrachteten. Die Einwohnerzahl von Sankt Petersburg, die um die Jahrhundertwende nur gut eine Million betrug, stieg bis Ende 1916 auf mehr als drei Millionen. Die Arbeitsbedingungen in den Fabriken waren haarsträubend, und sie waren gefährlich. Die Arbeiter wurden von den Eigentümern als austauschbar angesehen, da so viele Bauern darauf warteten, ihren Platz einzunehmen. Es gab kein Streikrecht und keine Entschädi-

gung bei Entlassung. Bei Streitigkeiten schlug die Polizei sich stets auf die Seite der Fabrikbesitzer. Viele sahen darin eine Art Leibeigenschaft in der Stadt. Die Arbeiter schliefen in Kasernen, billigen Absteigen und Mietshäusern inmitten von Schmutz und Krankheit. »In den Städten gibt es keine Kanalisation«, schrieb Gorki. »Die Fabrikschornsteine haben keine Rauchfänge; der Boden im Freien ist durch das Miasma verrottender Abfälle vergiftet, die Luft durch Rauch und Staub.«¹⁴ Das dicht gedrängte Zusammenwohnen erleichterte die Verbreitung von Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten, gelegentlich brachen sogar Cholera- und Typhusepidemien aus. Die Lebenserwartung war so niedrig wie in den ärmsten Dörfern. Die einzige Freiheit lag im untersten Kreis der Hölle, den das Lumpenproletariat der Arbeitslosen bewohnte – das Leben in dieser unterirdischen Welt der Kinderprostitution, der kleinen Diebstähle und der Schlägereien unter Alkoholeinfluss war schlimmer als alles, was Dickens, Hugo und Zola je beschrieben haben. Die einzige Katastrophe, die das Leben der Armen in Russland weiter verschlimmern konnte, war ein großer europäischer Konflikt.

Teil eins

1912 bis 1917

Der Selbstmord Europas¹ *1912 bis 1916*

Das rasante industrielle Wachstum in Russland vor dem Ersten Weltkrieg führte zu einer verwegenen Selbstüberschätzung der herrschenden Klassen. Die Katastrophen des Krieges gegen Japan ein knappes Jahrzehnt zuvor waren vergessen. Die Kriegspartei in Sankt Petersburg, die einen Schlag gegen das Osmanische Reich forderte, nachdem dieses 1912 die Dardanellen geschlossen hatte, wurde immer lauter und einflussreicher. Selbst der sonst zurückhaltende Außenminister Sergei Sazonow war empört über die Art und Weise, wie Russland im Ersten Balkankrieg vom Deutschen Reich und von Österreich-Ungarn behandelt worden war. Daher bat er, als Wien nach der Ermordung von Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo im Juni 1914 Serbien ein Ultimatum gestellt hatte, den Chef des Generalstabs, die Armee auf Krieg vorzubereiten. Dem Zaren erklärte er, es wäre eine folgeschwere Schmach, würde Russland seine slawischen Brüder in Serbien nicht unterstützen. Nikolaus II. fühlte sich daher verpflichtet, den Forderungen nach einer ersten Teilmobilisierung nachzukommen. Doch damit waren die Kommandeure der Armee nicht zufrieden; sie bestanden darauf, wenn Russland im Süden gegen die österreichisch-ungarischen Armeen mobilisiere, müssten die Streitkräfte an der gesamten mittleren und nördlichen Front gegen die Deutschen mobilisiert werden.²

Grigori Rasputin, der Berater der kaiserlichen Familie und Wunderheiler, weilte zu dieser Zeit nicht in der Hauptstadt. Er war in diesem verhängnisvollen Sommer nach Sibirien heimgekehrt, wo er durch ein Telegramm der Zarin die Nachricht von den hektischen Kriegsvorbereitungen erhielt. Er machte sich sofort auf den Weg, um eine Antwort zu schicken, in der er dem Zaren raten wollte, sich dem Druck nicht zu beugen. Doch eine Bäuerin lauerte ihm auf und stach ihm mit einem Messer in den Bauch. Sie war eine Anhängerin von Iliodor, einem ehemaligen Priester, der sich gegen

Rasputin gewandt hatte und ihn als Lüstling und falschen Propheten verunglimpft. Rasputin fiel in Ohnmacht und kam, mehr tot als lebendig, ins Krankenhaus. Als er wieder bei Bewusstsein war und erfuhr, dass die Mobilmachung angeordnet worden war, bestand er darauf, das Telegramm abzuschicken, in dem er warnte, ein Krieg würde das Ende sowohl Russlands als auch der Romanows bedeuten. Diese letzte Chance, den Zaren von der Notwendigkeit zu überzeugen, sich gegen die Kriegstreiber um ihn herum zu stellen, kam zu spät, aber sie hätte auch nicht viel bewirkt.

Die Befürchtung des russischen Generalstabs, die Mittelmächte könnten schneller mobilisieren, war nicht der entscheidende Faktor, der zum Krieg führte. Der war vielmehr die Entschlossenheit der Österreicher, Serbien zu zerschlagen, bevor die europäischen Großmächte eingreifen konnten. Und Deutschland weigerte sich, sie aufzuhalten. General Helmuth von Moltke, der Chef des deutschen Generalstabs, drängte die Österreicher sogar, alle Appelle seiner eigenen Regierung zur Mäßigung zu ignorieren und den Angriff fortzusetzen. Diplomatie und königliche Beziehungen hatten kaum eine Chance. In der Tat: Der Krieg war zu wichtig, um ihn den Generälen zu überlassen, wie der französische Premierminister Georges Clemenceau wenig später bemerken sollte.

War der Krieg erst einmal erklärt, konnte die Lage für die »graue Masse« der russischen Bauernsoldaten nur noch schlimmer werden. Insgesamt wurden 15,3 Millionen Mann ins Heer und in die Marine einberufen. Nach der Niederlage in der Schlacht bei Tannenberg und dem berühmten »Großen Rückzug« 1915, der auf den Sieg der Deutschen bei Gorlice-Tarnów (südöstlich von Krakau) folgte, machte sich sowohl unter den Offizieren als auch unter den einfachen Soldaten Verbitterung breit, und der Verdacht auf Landesverrat am Hofe kam auf. Bald sprach man vom »deutschen Würgegriff«³ – auch deshalb, weil so viele russische Generäle deutsche oder skandinavische Namen trugen. Doch die meisten verfluchten die deutsche Zarin und ihre Kamarilla mit der sie beherrschenden grauen Eminenz Rasputin. Der lasterhafte Mönch habe sich mit schamloser Korruption in Ernennungen eingemischt, als der Zar unklugerweise beschloss, in der *Stawka** in Mogiljow den Oberbefehl über die Armeen zu übernehmen.

* Kurzform für *Stawka Werchownowo Glawnokomandujuschtschewo*, Hauptquartier des Kommandos des Obersten Befehlshabers. (Anm. d. Übers.)

Das Leben im Schützengraben war für die russischen Soldaten an der Front, die durch die baltischen Provinzen, Polen, Weißrussland, Galizien und Rumänien verlief, eine unmenschliche Erfahrung. »Nachdem sie sich in den Boden eingegraben haben«, schrieb Maxim Gorki, »leben sie dort in Regen und Schnee, im Dreck, unter beengten Verhältnissen; sie werden von Krankheiten zermürbt und von Ungeziefer zerfressen; sie leben wie Tiere.«⁴ Sie hatten zu wenig Munition, und viele mussten sich, weil sie keine Stiefel hatten, mit Bastschuhen aus Birkenrinde begnügen. Die Feldlazarette an der Front waren fast so primitiv wie im Krimkrieg.

Modernisierungsversuche scheiterten katastrophal. »Uns hat endlich die neueste technische Entwicklung erreicht«, schrieb Wassili Pawlowitsch Krawkow, ein leitender Arzt des Stabs, verbittert in sein Tagebuch. »25 000 Gasmasken für unser Korps. Sie waren von der Obersten Kommission unter dem Vorsitz unseres obersten ›Paschas‹, des Herzogs von Oldenburg, geprüft worden. Ich führte selbst eine Art Test durch, indem ich jeden meiner Sanitäter eine dieser Gasmasken aufsetzen ließ. Zwei Minuten später begannen sie, nach Luft zu ringen. Und wir sollen alle Soldaten in den Schützengräben mit diesem Mist ausstatten!«⁵

Die Zensurabteilungen der Armee konnten sich über die Moral an der Front kaum Illusionen machen, wenn sie die Briefe der Soldaten nach Hause lasen. Viele klagten, dass sie der deutschen Artillerie hoffnungslos unterlegen seien und dass sich die Offiziere ihnen gegenüber vollkommen gleichgültig verhielten. Die Männer waren entweder verroht oder traumatisiert von dem, was sie sahen. »Die Leichen liegen immer noch da«, schrieb einer. »Raben haben bereits ihre Augen gefressen, und Ratten laufen auf den toten Körpern herum. Mein Gott, dieser schreckliche Anblick lässt sich weder beschreiben, noch kann man ihn sich vorstellen.«⁶

Ein anderer schrieb über ein Massengrab, das sie auf Befehl von Offizieren hatten ausheben und mit ihren Toten füllen müssen. »Wir sammelten die Leichen vom Schlachtfeld ein und gruben ein Loch, das 30 Klafter* lang und 4 Klafter tief war. Dann legten wir die Leichen hinein. Aber da es schon spät war, bedeckten wir nur das halbe Loch mit Erde und ließen einen von uns Wache stehen. Am nächsten Morgen sahen wir, dass einer der ›Toten‹ in der Nacht aus dem Loch geklettert war und am Rand des Grabes saß. Einige andere hatten sich umgedreht – sie waren nicht getötet,

* In Russland entsprach ein Klafter einer Länge von gut 2 Metern. (Anm. d. Übers.)

sondern nur verwundet worden und hatten durch die Explosionen schwerer Granaten einen Schock erlitten. Das kommt ziemlich oft vor.«⁷

Der Unterschied zwischen den Bedingungen für Offiziere und denen für Mannschaftsdienstgrade führte bei Letzteren zu großer Verbitterung. Viele Offiziere zogen sich jeden Abend in die Wärme und den relativen Komfort einer Bauern-Isba* hinter der Front zurück, während die einfachen Soldaten und die Unteroffiziere in der Kälte und im Schmutz der Schützengräben ausharren mussten. »Der einfache Soldat, der für das Vaterland den Angriff führt, erhält 75 Kopeken [im Monat]«, schrieb ein Wehrpflichtiger nach Hause. »Der Kompaniechef, der nachrückt, erhält 400 Rubel, und der Regimentskommandeur, der noch weiter hinten steht, erhält 1000 Rubel. [...] Einige haben leckeres Essen und Alkohol und Huren unter der Flagge des Roten Kreuzes, während die anderen hungern.«⁸

Die Vorstellung, dass die Krankenschwestern des Roten Kreuzes nur für die sexuelle Befriedigung der Offiziere da seien, war bei den einfachen Soldaten fast zur Obsession geworden, sie hatte aber einen wahren Kern. Dr. Krawkow, der den Sanitätsdienst eines ganzen Armeekorps leitete, berichtete von der Entlassung eines Kollegen und von dem Grund dafür. »Es war ganz einfach. Der Arzt hatte zu viel Taktgefühl an den Tag gelegt und sich nicht den Forderungen der Stabsclique gebeugt, mit seinen Krankenschwestern ein Bordell zu eröffnen. Dass solche Forderungen erhoben werden konnten, war mir nichts Neues. Ich hatte es auch bei der 10. Armee gesehen, und es war einer der Gründe gewesen, weshalb ich mich hatte versetzen lassen.«⁹

Offiziere boten Studentinnen in Odessa, die knapp bei Kasse waren, Hunderte von Rubeln für Nacktfotos an: »Bitte schreiben Sie mir, wenn Sie bereit sind, sich noch einmal, mit mehr Details, fotografieren zu lassen«, schrieb ein junger Offizier. Und er fügte hinzu, sie könne bis zu tausend Rubel verdienen, wenn sie das Regiment besuche.¹⁰

Während die Offiziere die Sau rausließen, durften die einfachen Soldaten nicht einmal ihre eigenen Frauen sehen, auch nicht in Gebieten weit hinter der Front. Jewdokija Merkulowa, die junge Frau eines Soldaten in der 9. Unabhängigen Don-Kosaken-Sotnja, kannte diese Vorschrift nicht und besuchte ihren Mann Anfang Dezember 1916. Die Analphabetin hatte den Mut, sich anschließend förmlich über ihre Behandlung sei-

* Russische Holz- oder Blockhütte. (Anm. d. Übers.)

tens des Geschwaderkommandanten zu beschweren. »Der Kommandant der Sotnja, Michail Ryssakow, erfuhr sofort von meiner Ankunft«, heißt es in der von ihr diktierten Aussage. »Ich weiß nicht, warum, aber am 5. Dezember befahl er der Sotnja, sich zur Parade aufzustellen, und mich wies er an, mich mit dem Gesicht nach unten vor sie zu legen. Zwei Kosaken wurden angewiesen, meinen Rock und mein Unterhemd hochzukrempeln und meine Arme und Beine festzuhalten. Dann befahl der Kommandant meinem Mann, fünfzehnmal mit der Peitsche auf meinen nackten Körper einzuschlagen. Er kontrollierte die Bestrafung persönlich und sagte drohend zu meinem Mann, er solle mit voller Kraft und auf die Haut, nicht auf die Kleidung, schlagen. Mein Mann hatte Angst vor seinem Vorgesetzten und verpasste mir blutige Schläge, die noch immer nicht verheilt sind. Ich wurde dann mit einer Eskorte über den Don zurückgeschickt.«¹¹

Als bloßes Kanonenfutter hassten die Bauernsoldaten den Krieg, den Schlamm, die Läuse, das schlechte Essen und den Skorbut. Dr. Krawkow verzweifelte ob ihrer Kost. »Eine weitere Lebensmittellieferung ist eingetroffen, diesmal aus Orenburg«, notierte er in seinem Tagebuch. »Sie bestand aus 1000 Pud* Schinken und Wurst, alles verrottet! Ganz Mütterchen Russland ist am Verfaulen.«¹²

Im Oktober 1916 kam die Regenzeit mit einer Heftigkeit, die Krawkow beunruhigte. »Dr. Toltschenow, den ich zur Untersuchung der sanitären Verhältnisse in die Stellungen geschickt hatte, gab einen haarsträubenden Bericht über die furchtbare Situation unserer unglücklichen Soldaten: Sie leben im Schlamm, der ihnen bis zur Hüfte reicht, ohne Schutz vor schlechtem Wetter, ohne warme Kleidung, warmes Essen oder heißen Tee.«¹³ Zwei Wochen später schrieb er: »Wir haben Verstärkung bekommen: Jungs, die noch grün hinter den Ohren sind. Sie wurden gleich am nächsten Tag in einen Bajonettangriff geschickt. [...] Es war erschütternd zu erleben, wie viele von ihnen, die nicht sterben wollten, in ihrer Verzweiflung ›Mama!‹ schrien.«¹⁴ Nachrichten über Meutereien in einigen Regimentern, die rücksichtslos niedergeschlagen wurden, unterdrückte die Armee.

Die Regierung in Petrograd** wurde in diesem Winter nicht nur von den Liberalen und den Linken kritisiert. Erzkonservative wie der Politiker Wassili Witaljewitsch Schulgin waren entsetzt über die Verantwortungslo-

* 1 russisches Pud = 16,38 Kilogramm.

** Sankt Petersburg war zu Beginn des Krieges in Petrograd umbenannt, der deutsche Name russifiziert worden. (Anm. d. Übers.)

sigkeit der Reichen, denen es gleichgültig war, dass die russischen Verluste doppelt so hoch waren wie die ihrer deutschen und österreichisch-ungarischen Feinde. »Und wir?«, fragte er bitter. »Wir tanzen auf den mit Leichen übersäten Brüstungen von Schützengräben den ›letzten Tango‹.«¹⁵ Schulgin war aufgebracht über die Gerüchte und Verschwörungstheorien, die in den Salons der Hauptstadt kursierten, insbesondere über das »Gerede vom Landesverrat«.¹⁶

Auf Pawel Miljukow, den Vorsitzenden der Kadettenpartei,^{*} war Schulgin wegen dessen aufsehenerregender Rede beim Wiederzusammentreten der Staatsduma am 1. November wütend. Die scharfen Angriffe des sonst so gemäßigten Miljukow auf die Minister des Zaren hatten die Anwesenden erstaunt. Miljukow hatte offen »verborgene Kräfte« verurteilt, »die für Deutschland kämpfen«, und unter großem Beifall nach jedem Beispiel von Inkompetenz die rhetorische Frage in den Saal gehämmert: »Und was ist das? Dummheit oder Verrat?«¹⁷

Die allgegenwärtige Korruption in der Hauptstadt schockierte die idealistischen jungen Offiziere an der Front. »Jeder weiß, dass im Etablisement der Großherzogin Maria Pawlowna allerlei Schwindler gegen Bestechungsgelder sichere Posten vermitteln«, schrieb ein junger Kavallerieoffizier der 7. Armee an seine Verlobte, die ihm einen Posten in der Nachhut verschaffen wollte. »Aber ich flehe Dich an, niemanden zu bestechen. Ich will als Edelmann leben und sterben.«¹⁸

Selbst überzeugte Anhänger der Monarchie verzweifelten. Die Halsstarrigkeit des Zaren rührte fast ausschließlich von seinem schwachen Charakter her. Entgegen allen Ratschlägen hatte er 1915 nach den katastrophalen Rückzügen darauf bestanden, als Oberbefehlshaber an die Stelle seines Onkels, des hochgewachsenen Großherzogs Nikolai Nikolajewitsch, zu treten. Für Wavell war der Großfürst »der stattlichste und beeindruckendste Mann, dem ich je begegnet bin«: »Er verfügte nicht über große Intelligenz oder viel Buchwissen, aber er hatte jede Menge gesunden Menschenverstand und Charakter.«¹⁹ Seinem Neffen Nikolaus II. fehlte es leider an beidem. »Autokratie ohne einen Autokraten ist furchtbar«, bemerkte Schulgin.²⁰

* Die 1905 von Miljukow gegründete Kadetten- oder Konstitutionell-Demokratische Partei (KD) war eine liberale zentristische Gruppe, der sowohl gemäßigte Monarchisten als auch Republikaner angehörten. Sie wurde vor allem von Akademikern, Anwälten und der aufgeklärteren Mittelschicht unterstützt, unter anderem auch von vielen Juden, weil sie an die Möglichkeit von deren Emanzipation glaubte.

Einer der Hauptgründe, warum der Zar sich in der *Stamka*, dem Hauptquartier in Mogiljow, verschanzte, war, dass er sich lieber mit loyalen Offizieren als mit kritischen Politikern umgab. Die Verwaltung des Landes überließ er der Zarin und Rasputin; eine aus Ministern der Duma bestehende Regierung zu ernennen, lehnte er entschieden ab. Seine Anwesenheit in Mogiljow blieb jedoch rein symbolisch, und sein Gefolge sorgte dafür, dass alle Besuche an der Front sorgfältig organisiert wurden.

»Der Stabschef von General Dolgow erzählte uns beim Abendessen ohne jede Ironie von den Vorbereitungen für den Besuch des Zaren«, notierte Dr. Krawkow in seinem Tagebuch. »Alle Soldaten wurden aus den Schützengräben zurückgeholt, und die Nacht wurde damit verbracht, sie mit brandneuen Uniformen und Ausrüstungen zu versehen. Die gesamte Artillerie erhielt den Befehl, mit Beginn des königlichen Besuches das Feuer zu eröffnen; eine richtige Schlachtszene wurde inszeniert«, wie er es ausdrückte. Der Zar war glücklich und dankte allen, und unser tapferer Krieger wurde für die erfolgreiche Inszenierung der Schlachtszene mit dem Sankt-Georgs-Kreuz ausgezeichnet.«²¹

Niemand in Mogiljow wagte in diesem Winter 1916, dem Zaren von den Gerüchten in Petrograd zu berichten. Revolutionäre Pamphlete wie »Grischka und seine Affären« erschienen, die sich gegen Rasputin richteten und auf angebliche Orgien mit der Zarin, ja sogar mit ihren Töchtern, anspielten.²² Diese grotesken pornografischen Fantasien erinnerten an die Karikaturen, die mehr als ein Jahrhundert zuvor in Paris erschienen und gegen Marie Antoinette und die Prinzessin von Lamballe gerichtet waren, machten jedoch Rasputin, den Bauern und vermeintlichen Verführer von Grandes Dames, zu einem Volkshelden.

Die Ermordung Rasputins am 17. Dezember durch Fürst Felix Jussupow, Großfürst Dmitri Pawlowitsch Romanow und Wladimir Purischkewitsch, den Anführer der antisemitischen Schwarzen Hundertschaft,^{*} verstärkte den Eindruck aristokratischer Korruption in der Hauptstadt. Die Vorstellung, Jussupow habe seine Frau Irina, die schöne Nichte des Zaren, als Köder für den lüsternen Mönch benutzt, verlieh dem Drama eine anzügliche Wendung. Vor allem beschäftigten die Fantasie des Publikums die Schwierigkeiten, die die Verschwörer gehabt hatten, Rasputin zu töten –

* Die Schwarze Hundertschaft war eine reaktionär-monarchistische, nationalistische und antisemitische Gruppierung, die von Nikolaus II. unterstützt wurde.



Rasputin, der Zar und die Zarin.



Fürst und Fürstin Jussupow.

mit vergifteten Kuchen und mehreren Revolverschüssen –, sowie die Tatsache, dass sie seinen riesigen Körper schließlich durch ein Eisloch unter einer Brücke entsorgt hatten, so dass er zwei Tage lang nicht gefunden worden war.

Der abgrundtiefe Zynismus der Nachhut führte zu einer gefährlichen Apathie. Ein Offizier namens Fedulenko, der von der Front zurückkehrte, wurde von seinem Oberst zu einem Mittagessen eingeladen. »Zwei Gardeoffiziere saßen neben uns«, berichtete er. »Sie fingen an, über Rasputin zu reden; was sie sagten, schockierte mich.« Sie wiederholten den Klatsch über die Zarin und Rasputin und sagten, der Zar sei ein Schwächling. »Als ich anschließend mit dem Oberst nach Oranienbaum zurückkehrte, fragte ich ihn, warum so ein Schmutz erlaubt sei; warum man den beiden jungen Männern, die ihren Kaiser bloßstellten, nicht Einhalt geboten habe. Sie hatten sich vor der Dienerschaft, die sie verstehen konnte, auf Russisch unterhalten.« Der Oberst machte eine Geste der Resignation. »Ach«, sagte er. »Der Untergang hat schon begonnen. Eine furchtbare Zeit liegt vor uns.«²³ Dr. Krawkow zweifelte daran nicht im Geringsten. »Wie immer der Krieg ausgehen wird, es wird eine Revolution geben.«²⁴

Die Februarrevolution *Januar bis März 1917*

Dass das Geschehen auf eine Revolution zusteuerte, war allen klar – außer denen, die bewusst die Augen schlossen. Fraglich war nur, ob sie während des Krieges oder erst nach dessen Ende kommen würde. General Michail Alexejew, der Chef des Generalstabs, hatte dem Zaren einen Bericht vorgelegt, in dem er empfahl, die Fabriken samt ihren Arbeitern aus der Hauptstadt zu verlegen. Nikolaus II. schrieb auf diesen Bericht, der auf dem speziellen blauen »Zaren-Papier« des Oberkommandos getippt worden war: »Die gegenwärtige Situation rechtfertigt diese Maßnahme nicht, die im Hinterland nur Panik und Unruhe auslösen könnte.«¹ Alexejews einfache Lösung war kaum praktikabel, da mehr als dreihunderttausend Industriearbeiter aus Petrograd hätten umgesiedelt werden müssen,² aber weder er noch der Zar ahnten damals, dass die eigenen Truppen in der Hauptstadt eine ähnliche Gefahr darstellten.

Aufgrund der enormen bisherigen Verluste während des Krieges waren viele Fähnriche der Reserve antimonarchistisch eingestellt, hatten also nichts mehr mit der Vorkriegsarmee gemein. »Die meisten waren ehemalige Studenten«, stellte ein Berufsoffizier fest. »Es gab unter ihnen viele junge Juristen. Die Brigade wurde zu einem Studentenwohnheim, mit Kundgebungen, Resolutionen und Protesten. Den Berufsoffizier betrachteten diese Leute als eine Art prähistorisches Tier.«³ Die meisten Fähnriche oder *Praporschtschiki*⁴ waren ehemalige, in ihren jetzigen Rang beförderte einfache Soldaten und stammten aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, was ihren Unmut über die Arroganz des Offiziers alter Schule eher noch verstärkte.

Informierte Kreise in Petrograd schlossen die Möglichkeit einer großen Meuterei nicht aus. Bei einem Abendessen, zu dem die Mätresse eines Fürsten geladen hatte, diskutierten Großfürsten, hohe Offiziere und der

französische Botschafter Maurice Paléologue darüber, bei welchen Garderegimentern in der Hauptstadt mit Loyalität zu rechnen sei. Optimismus war an diesem Abend Mangelware. »Zum Abschluss tranken wir auf das Wohl des Heiligen Russland«, notierte der Botschafter in seinem Tagebuch.⁵

Am nächsten Tag hörte Paléologue bedrückt, aber nicht überrascht, mit an, wie die Zarin jeden Versuch zurückwies, ihr die existenzielle Bedrohung der Monarchie vor Augen zu führen. »Im Gegenteil«, erwiderte sie der Großfürstin Viktoria Fjodorowna, »ich weiß jetzt zu meiner großen Freude, dass ganz Russland, das wahre Russland, das Russland der einfachen Leute und der Bauern, hinter mir steht.«⁶ Dieser Glaube beruhte auf (zum Teil vielleicht gefälschten) unterwürfigen Briefen, die ihr auf Anweisung von Innenminister Alexander Protopopow täglich von der Geheimpolizei *Ochrana* übergeben wurden. Protopopow, der auf Empfehlung Rasputins ernannt worden war, galt aufgrund einer fortgeschrittenen Syphilis als psychisch labil.

Die Schwester der Zarin, die Äbtissin des Moskauer Martha-und-Maria-Klosters, wurde vom Zarenpaar sogar aufgefordert, das Haus zu verlassen, als sie »die wachsende Verärgerung der Moskauer Gesellschaft« erwähnte. Mitglieder der erweiterten Romanow-Familie waren entsetzt über diese Weigerung zu sehen, was geschah. Sie kamen zusammen, um einen gemeinsamen Brief an den Zaren und die Zarin zu verfassen.

In der russischen Silvesternacht suchte der hochgewachsene und elegante britische Botschafter Sir George Buchanan den Zaren auf. Seine kaiserliche Majestät hatte offenbar eine klare Vorstellung von dem, was Buchanan zu sagen beabsichtigte. Statt ihn in sein Arbeitszimmer zu bitten, um dort gemeinsam mit ihm zu sitzen und zu rauchen, wie er es gewöhnlich tat, empfing er ihn steif und stehend im Audienzsaal.

Sir George brachte zunächst zum Ausdruck, wie besorgt König Georg V. und die britische Regierung über die Lage in Russland seien. Dann fragte er, ob er offen sprechen dürfe. »Ich höre«, antwortete der Zar knapp.⁷ Buchanan sprach also offen, und zwar über die chaotische Kriegsführung, die zu so vielen Opfern geführt hatte. Er mahnte, ein Politiker aus der Duma sollte an der Spitze der Regierung stehen, nicht ein vom Zaren ernannter. Die einzige Überlebenschance des Regimes bestehe darin, »die Schranke, die Sie von Ihrem Volk trennt, niederzureißen und das Vertrauen der Nation wiederzugewinnen«. Der Zar wurde noch steifer. »Meinen Sie,

ich müsse das Vertrauen meines Volkes wiedergewinnen, oder mein Volk habe mein Vertrauen wiederzugewinnen?»^{8*} Buchanan warf sogar, wenn auch mit erlesener Höflichkeit, die Frage nach feindlichen Agenten und germanophilen Einflüssen im Umfeld der Zarin auf. Er sagte, es sei seine Pflicht, »Euere Majestät vor dem Abgrund zu warnen, der sich vor Ihnen auftut«.⁹ Plötzlich bemerkte er, dass die Tür zu den Privatgemächern einen Spalt offen stand. Er spürte, dass die Zarin jedes Wort mithörte.

Der Tanz unter dem Vulkan ging in diesem eisigen Petrograder Januar weiter. Paléologue sah am nächsten Abend in einem angesagten Restaurant eine bekannte geschiedene Frau an einem Nachbartisch, umgeben von nicht weniger als drei jungen Offizieren der Chevaliergarde des Zaren. Sie war inhaftiert gewesen, weil man sie verdächtigt hatte, an der Ermordung Rasputins beteiligt gewesen zu sein, und gerade entlassen worden. Von der Polizei um den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch gebeten, hatte sie gesagt, die Beamten würden nur Liebesbriefe finden. »Jeden Abend, oder besser gesagt: jede Nacht«, schrieb der Botschafter in sein Tagebuch, »wird bis zum Morgengrauen gefeiert: Theater, Ballett, Abendessen, Zigeuner, Tango, Champagner.«¹⁰

Während sich viele der Reichen in der Hauptstadt vergnügten, als gäbe es den Krieg nicht, führte die Brotknappheit in den ärmeren Vierteln Petrograds zu Unruhen. »Es bildeten sich Schlangen«, berichtete ein Marinekadett. »Wenn eine Schlange von etwa zehn Personen anstand und der Bäcker seinen Laden nicht öffnete, flogen Ziegelsteine, und man hörte das Geräusch von splitterndem Glas. Kosakenpatrouillen, die kamen, um den Schein zu wahren, lachten nur.«¹¹

In Russland herrschte damals kein Mangel an Getreide. Das Problem war das überlastete Eisenbahnsystem, das an diesem rauen Jahresbeginn mit bitteren Frösten und starken Schneefällen zu kämpfen hatte. Etwa 57000 Waggons konnten nicht bewegt werden, und viele Lokomotiven waren festgefroren.¹² Auch waren die Preise für Lebensmittel und Brennstoffe viel schneller gestiegen als die Löhne. Dennoch hatte das Jahr 1917

* Buchanan hatte unmittelbar nach seinem Gespräch mit dem Zaren seinem befreundeten Kollegen Paléologue davon erzählt. Es fällt auf, dass die Version, die Paléologue in seinem Tagebuch niederschrieb, viel kühler ist und damit endet, dass der Zar Buchanan entlässt: »Adieu, Monsieur l'ambassadeur« (Paléologue, S. 563). Buchanans Bericht in seinen Memoiren endet eher weniger überzeugend mit herzlichem Dank und einem sehr herzlichen, gefühlvollen Händedruck. Der Zar hat das Treffen in seinem privaten Tagebuch nicht erwähnt; Gespräche mit Botschaftern notierte er allerdings nur selten.

mit weniger Streiks begonnen als das Jahr davor. Generalmajor Konstantin Iwanowitsch Globatschow, der Leiter der *Ochrana*, erklärte, die Regierung habe Glück gehabt, dass die Arbeitskämpfe nicht koordiniert gewesen seien. »Wir waren nie mit einem Generalstreik konfrontiert«, schrieb er.¹³ Auf den brauchte er nicht mehr lange zu warten.

Globatschow musste mit dem zunehmend labilen Innenminister Alexander Protopopow auskommen, der abergläubisch war und völlig unter dem Einfluss der Zarin stand, dem es aber im Vormonat nicht gelungen war, Rasputin eindringlich genug vor dem tödlichen Hinterhalt zu warnen, der ihn im Jussupow-Palast erwartete. In Petrograd war Protopopow eine Witzfigur. Da seinem Ministerium das Gendarmeriekorps unterstellt war, hatte er sich eine Gendarmerie-Uniform schneidern lassen – allerdings mit zivilen Schulterstücken. Ein Auftritt in der Duma in dieser Tracht hatte schallendes Gelächter ausgelöst.

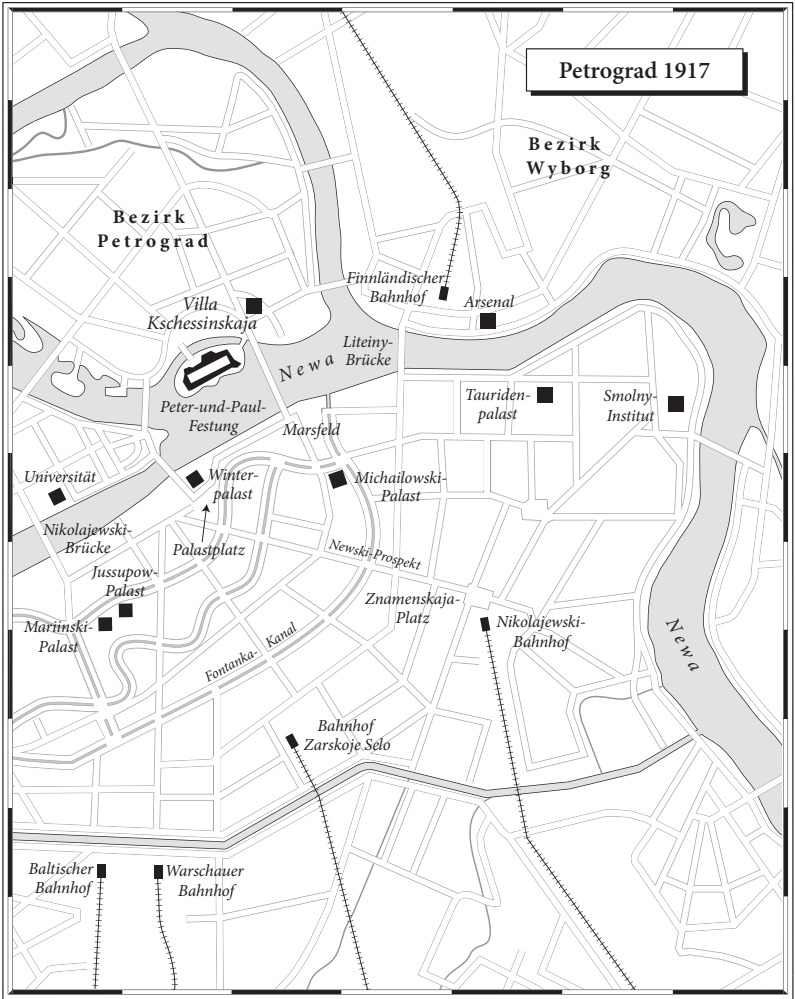
Protopopow begriff den Unterschied zwischen politischen Parteien und revolutionären Gruppierungen in der Hauptstadt nicht, mochten seine Untergebenen sich noch so viel Mühe geben, ihn ihm zu erklären. Er musste auch an den bevorstehenden Jahrestag des Blutsonntags am 9. Januar 1905 erinnert werden, ein wichtiges Ereignis im Kalender der Linken, das mit einem größeren Streik begangen werden sollte. Dieser Jahrestag erinnerte an den Tag, an dem an den Teilnehmern des friedlichen Marsches von Pater Georgi Gapon zur Überreichung einer Petition für Reformen ein Massaker durch schweres Gewehrfeuer verübt worden war.

Die *Ochrana* war sich auch der Loyalität der riesigen Petrograder Garnison, die insgesamt etwa 180 000 Mann umfasste, nicht sicher. Protopopow erklärte sich bereit, ein Treffen mit den Kommandeuren des Petrograder Militärbezirks, General Chabalow, einem Offizier, der nicht klar denken konnte, und Generalleutnant Tschebikin, der von seinen Aufgaben nur vage Vorstellungen hatte, abzuhalten. Auf Globatschows Frage, ob die Soldaten loyal seien, antwortete Tschebikin, der Chef der Reserveeinheiten: »Da bin ich sicher«,¹⁴ obwohl er offensichtlich keine Ahnung hatte.

Globatschow war sich des Mangels an erfahrenen Offizieren und Unteroffizieren durchaus bewusst. Die meisten guten Offiziere waren an der Front gefallen oder zu Krüppeln geworden. Die Reservebataillone der Garde in Petrograd litten unter dem, was der Schriftsteller Wiktor Schklowski als »Kasernentrübsinn« und »schwarze Langeweile« bezeichnet hat. Der Petrograder Soldat von 1917 »war ein unzufriedener Bauer oder ein unzufrie-

dener Kleinbürger«. Er fand sich in überfüllten Kasernen wieder, die »nur mehr gemauerte Pferche« waren und deren Erkennungszeichen »der saure Geruch der Unfreiheit« war.¹⁵

Globatschow verfasste einen Bericht über die Stimmung der Soldaten in der Petrograder Garnison. Eine Abschrift ging an die *Stawka*. General Alexejew erklärte sich bereit, einige Einheiten durch ein Gardekavalleriekorps zu ersetzen, was jedoch aufgrund einer deutschen Offensive an



der rumänischen Front nicht verwirklicht wurde. Verschlimmert wurde die Lage dadurch, dass die Temperaturen im Februar weiter, bis auf minus 20 Grad, gefallen waren. Infolge des Treibstoffmangels in Petrograd kamen Gerüchte auf, Brot solle rationiert werden. Das führte zu Panikkäufen, so dass Frauen bei hartem Frost gezwungen waren, in Schlangen anzustehen, für die dann nie genügend Brot vorhanden war. Die Treibstoffknappheit hatte auch zur Folge, dass in vielen Fabriken Arbeiter ohne Lohn entlassen wurden – so auch im riesigen Putilow-Werk, das am 21. Februar seine Tore schloss.

Nachdem er etwas mehr als zwei Monate im Alexander-Palast in Zarskoje Selo verbracht hatte, begab sich Nikolaus II. am Mittwoch, dem 22. Februar, erneut in die *Stawka* im weißrussischen Mogiljow. Im kaiserlichen Zug las er in einer französischen Übersetzung von Cäsars Gallischem Krieg. Er hatte in den letzten Wochen mehrfach Versuche Michail Rods-jankos, des Präsidenten der Staatsduma, zurückgewiesen, ihn zur Ernennung von Ministern des Progressiven Blocks zu bewegen, um einen Aufstand abzuwenden. Der absonderliche Protopopow hatte ihm einmal mehr versichert, die Hauptstadt sei in sicheren Händen.

Der nächste Tag, der 23. Februar, war der Internationale Frauentag.¹⁶ Er markierte den Beginn des revolutionären Prozesses. Ein plötzlicher Wetterumschwung hatte Sonnenschein gebracht, so dass die Straßen Petrograds nach Wochen bitterer Kälte und bewölkter Himmel noch stärker bevölkert waren als sonst. An der organisierten Demonstration beteiligten sich verschiedene Frauengruppen. Einige protestierten gegen die Lebensmittelknappheit und skandierten »Brot! Brot! Brot!«, aber auch die russische Liga für die Gleichberechtigung der Frauen verschaffte sich Gehör; sie versammelte sich auf dem Znamenskaja-Platz. Die Russinnen kämpften schon neun Jahre für das Frauenwahlrecht, doch nur vier Wochen später, nach einer Großdemonstration von fast vierzigtausend Frauen, sollte es ihnen von der kommenden provisorischen Regierung zugestanden werden. Sie bekamen es damit eher als die Frauen in Großbritannien und den Vereinigten Staaten und sogar siebenundzwanzig Jahre früher als die Frauen in Frankreich.*

Die beiden längsten Demonstrationenzüge am 23. Februar zogen aus

* In Deutschland trat das allgemeine aktive und passive Wahlrecht für Frauen am 30. November 1918 in Kraft. (Anm. d. Übers.)

unterschiedlichen Richtungen zum Newski-Prospekt. Abgesehen davon, dass es zu kleineren Tumulten kam und dass Straßenbahnfenster eingeschlagen wurden, schienen die berittenen Kosaken und die verhassten Polizisten in ihren schwarzen Uniformen die Lage unter Kontrolle zu haben. Globatschows *Ochrana* stellte jedoch eine veränderte Haltung der Kosaken fest. Diese schienen Konfrontationen jetzt aus dem Weg zu gehen, was untypisch für sie war. Einige Soldaten stellten eine Gruppe von Kosaken, die in ihrer Kaserne verköstigt wurden, zur Rede: »Werdet ihr Arbeiter und jene Soldaten, die sich den Massen anschließen, wieder auspeitschen und erschießen wie 1905?« Die Antwort überraschte sie: »Nein! 1905 wird sich niemals wiederholen! Wir werden nicht gegen die Arbeiter vorgehen. Wofür denn? Für diese Linsensuppe und den verfaulten Hering?«, fragten sie und deuteten angewidert auf ihre Schüsseln.¹⁷

Am Freitag, dem 24. Februar, war die Stimmung anders. Mehr als hundertfünfzigtausend Arbeiterinnen und Arbeiter – manche sprechen von fast zweihunderttausend – traten in Streik, und die Läden wurden mit Brettern vernagelt. Zehntausend Demonstranten aus dem Bezirk Wyborg versammelten sich am Nordufer der Newa, aber die Behörden hatten die Brücken gesperrt. Da der Fluss zugefroren war, gingen viele auf dem Eis hinüber, um die Kosaken- und Polizeiposten zu umgehen. Die Wagemutigsten nahmen es mit den Polizeiketten auf. Einige krabbelten oder gingen geduckt unter den Bäu-chen der kleinen Kosakenponys hindurch; sie hatten gesehen, dass die Kosaken ihre tödlichen Nagaika-Peitschen aus Bullenhaut nicht dabei hatten.

Sergei Prokofjew, der Komponist, schrieb in sein Tagebuch: »Auf der Anitschkow-Brücke befand sich eine Ansammlung von Menschen, meist Arbeitern, die kurze Jacken und hohe Stiefel trugen. Kavalkaden von Kosaken zogen vorbei; jede Gruppe bestand aus etwa zehn mit Lanzen bewaffneten Kosaken. [...] Ich überquerte die Anitschkow-Brücke und ging in Richtung Liteiny-Prospekt. Hier war das Zentrum der Kundgebung. Hier waren Massen von Arbeitern versammelt – die Straße war völlig verstopft von dieser Menschenmenge. [...] Die Kosaken drängten die Menge mit ihren Pferden sanft zurück. Manchmal ritten sie auf den Bürgersteig und verjagten die Schaulustigen, wenn es zu viele geworden waren. [...] Eine Frau mit einem dummen Gesicht, die überhaupt nicht begriff, wofür es hier ging, forderte die Leute auf: ›Verprügelt die Juden!‹ Währenddessen versuchte ein Arbeiter ihr sehr intelligent die Ziele seiner Bewegung zu erklären, verschwendete seine Beredsamkeit aber offenkundig.«¹⁸

Am nächsten Tag waren die Menschenmassen, ermutigt durch die abwartende Reaktion der Ordnungskräfte, noch größer – und aggressiver. An einigen Orten wurden Bäckereien gestürmt und geplündert. Die radikaleren Arbeiter trugen rote Spruchbänder mit Slogans, die »die Deutschen«¹⁹ attackierten. Arbeiter und Studenten sangen die Marseillaise in einer Version, die düsterer war als das französische Original mit seiner lyrischen Gewalt. Sie skandierten auch »Nieder mit dem Zaren!« und »Nieder mit dem Krieg!« und bewarfen die Polizei mit Eisbrocken.

Graf Louis de Robien, einer der jungen Diplomaten von Paléologue, beobachtete, wie eine Menschenmenge den zugefrorenen Fluss vom Petrograder Stadtteil Wyborg aus überquerte, und erblickte dann eine Abteilung Kosaken, die am Ufer entlangaloppierte, um ihnen den Weg zu versperren. »Mit ihren kleinen Pferden und den in Netzen am Sattel befestigten Heubündeln sehen sie sehr malerisch aus«, schrieb Robien später in sein Tagebuch, »sie sind mit Lanzen und Karabinern bewaffnet.«²⁰

Robien fand das Spektakel offenkundig ziemlich aufregend, ja sogar romantisch. Von den zaristischen Polizisten schrieb er, dass sie »auf ihren prachtvollen Pferden und in ihren ganz einfachen schwarzen Umhängen mit roten Tressen, Astrachanmützen mit schwarzen Federbüschen auf dem Kopf, sehr elegant aussehen«.²¹ Die als »Pharaonen« bezeichneten Polizisten waren jedoch noch verhasster als die Kosaken, nicht zuletzt deshalb, weil sie vom Dienst an der Front befreit waren. Wenig später sah Robien vor der Kasaner Kathedrale Infanterie in Reih und Glied und eine Menschenmenge, die mit roten Fahnen und Spruchbändern näher kam. Als sich eine berittene Abteilung formierte, wahrscheinlich vom 9. Kavallerieregiment, drängte die Polizei die Schaulustigen zurück. »Die Kavalleristen«, schrieb Robien, »gehen mit Bravour zum Angriff über, stürmen über den Kasan-Platz und galoppieren mit gezogenem Säbel zum Newski-Prospekt auf die Demonstranten zu.«²² Robien wusste nicht, dass es in der Garnison gerade zur ersten Meuterei gekommen war. Soldaten des Pawlowski-Garderegiments hatten ihrem Kommandeur den Gehorsam verweigert, hatten ihn angegriffen und tödlich verwundet.²³ Die Anstifter wurden später verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Obwohl Berichte über die Plünderung von Bäckereien eintrafen, war die Zarin nicht besorgt und erklärte, »dass ›die Armee treu sei und dass man sich auf sie verlassen könne«.²⁴ Niemand informierte sie vom Sinneswandel der angeblich loyalen Kosakenstaffeln. Wladimir Sensinow, ein An-

walt der Sozialrevolutionäre, berichtete: »Die Kosaken ritten mit erhobenen Gewehren durch die Menge und riefen, sie würden nicht auf das Volk schießen; sie stünden auf der Seite des Volkes. Und die Menge grüßte sie, indem sie rief: ›Urrra! Lang leben die Kosaken!«²⁵

An diesem Nachmittag gab es auch die ersten zivilen Todesopfer – eine Abteilung des 9. Kavallerieregiments hatte auf dem Newski-Prospekt in Panik das Feuer eröffnet. Ich »erblickte meinen ersten Toten«, berichtete der spätere Schriftsteller Wladimir Nabokow. »Er wurde auf einer Bahre weggetragen, und trotz aller Knuffe und Schubser der Bahrenträger versuchte ein schlecht beschuhter Genosse den Stiefel von einem herabbaumelnden Bein zu zerren – all dies im eiligen Laufschrift.«²⁶ Zu einem Zusammenprall kam es auch, als eine große Menschenmenge den Znamenskaja-Platz mit dem riesigen, als »Nilpferd« verspotteten Reiterstandbild Alexanders III. erreichte. Sie stieß dort auf eine Kompanie des Wolynski-Garderegiments. Als die Dunkelheit hereinbrach, soll ein Kosake einen Polizisten getötet haben, der einen Demonstranten angegriffen hatte. Einige Augenzeugen berichteten, er habe ihn mit seinem Säbel niedergestreckt, andere, er habe ihn erschossen. Die Nachricht von diesem bedeutsamen Ereignis verbreitete sich rasch.

Dennoch glaubten viele – sogar einige Bolschewiki –, Zeugen eines Protests wegen Nahrungsmittelknappheit zu werden, der in sich zusammensinken würde, wenn genügend Brot verteilt worden war. Protopopow und General Chabalow erwähnten in ihren Berichten an den Zaren in Mogiljow zwar das Ausmaß der Unruhen, behaupteten aber, die Situation sei unter Kontrolle. Der Zar wies Chabalow an, sofort die Ordnung wiederherzustellen (er hat dies in seinem Tagebuch allerdings nicht erwähnt). Chabalow war mehr als besorgt. Das Feuer auf große Menschenmengen zu eröffnen, kam einer Kriegserklärung an die Zivilbevölkerung gleich. Ein Abflauen der Proteste war danach nicht mehr zu erwarten. Dem Zaren war offenbar nicht in den Sinn gekommen, dass sein Befehl seine Soldaten zwingen würde, sich für eine Seite zu entscheiden. Protopopow suchte in einer Séance den Rat des toten Rasputin. In dieser Nacht verloren die Behörden den Bezirk Wyborg. Polizeistationen wurden belagert und in Brand gesteckt.

Am Sonntag, dem 26. Februar, einem weiteren kalten, klaren Tag, strömten morgens erneut Massen von Arbeitern über das Eis der Newa. Sie rissen die von General Chabalow unterzeichneten Plakate herunter, auf

denen verkündet wurde, dass Demonstrationen verboten seien, die Soldaten die Erlaubnis hätten, das Feuer zu eröffnen, und es bald Brot geben würde. Viele Angehörige der Oberschicht in Petrograd glaubten, der massive Einsatz von Infanterie und Kavallerie an diesem Tag werde die Unruhen beenden. Doch Globatschow warnte General Chabalow: Die Proteste seien im Begriff, auf eine politische Ebene überzugehen. Die Arbeiter hätten vor, am Montag in ihre Fabriken zurückzukehren, um Wahlen für einen Sowjet (Rat) der Arbeiterdeputierten abzuhalten.

Obwohl die Sicherheitskräfte an diesem Sonntagmorgen mehr oder weniger die Stellung hielten, drangen die Demonstranten in großer Zahl ins Zentrum Petrograds vor. Zwar befolgte die große Mehrheit der Soldaten den Befehl, in die Menge zu feuern, nicht, doch auf dem Newski-Prospekt wurde geschossen. Die ersten Schüsse kamen von Polizisten, die sich verteidigen wollten, aber mindestens eine Unteroffiziersausbildungskompanie – die der Pawlowski-Garde – war bereit, das Feuer zu eröffnen, als sie vom Moika-Kanal her bedrängt wurde. Später schoss eine Kompanie der Wolynski-Garde unter der Führung eines betrunkenen Offiziers auf dem Znamenskaja-Platz fast vierzig Zivilisten nieder (in einigen Berichten wurde allerdings behauptet, sie hätten in die Luft geschossen). Auch kam es zu einem beide Seiten verwirrenden Zusammenstoß, als eine große Gruppe der Pawlowski-Garde, die aus ihrer Kaserne gestürmt war, um den Demonstranten zu helfen, auf eine Kompanie des Preobraschenski-Leibgarderegiments* stieß.

An diesem Abend erhielt der Zar – er spielte gerade Domino in Mogiljow – von Rodsjanko, dem Präsidenten der Staatsduma, eine weitere Aufforderung, die Regierung umzubilden, um eine Katastrophe zu verhindern. Er antwortete nicht, sondern beschloss, eine Verschiebung des Zusammentretens der Duma anzuordnen, weil dies liberal-konservative Kräfte wie Rodsjanko zum Schweigen bringen würde. Die Botschaft sollte Fürst Nikolai Golizyn, der alte, gebrechliche Ministerpräsident des Zaren, überbringen. Rodsjanko war zwar Adliger und ehemaliger Offizier der Gardekavallerie, hatte aber den Hass der Zarin und das Misstrauen des Zaren auf sich gezogen, weil er entschiedener Gegner Rasputins gewesen war. Seine Frau,

* Seit Peter dem Großen die Leibgarde der russischen Kaiser, benannt nach dem Dorf Preobraschenskoje bei Moskau. (Anm. d. Übers.)

eine Golizyn, hatte Fürst Jussupow sogar schriftlich zu dem Mord gratuliert, und Protopopow hatte ihren abgefangenen Brief der Zarin gezeigt.²⁷

In Petrograd rief Protopopow nach dem Abendessen Globatschow zu sich – nicht um mit ihm die katastrophale Lage zu besprechen, sondern um sich vor ihm mit seiner Audienz bei der Zarin zu brüsten. Noch am selben Sonntagabend strömten die Gäste in Abendgarderobe zum Palast der Fürstin Radziwill an der Fontanka, obwohl das Militär alles abgesperrt hatte. »Zunächst verlief der Abend ziemlich düster«, so Robien.²⁸ Die Menschen mussten sich überwinden, um zum Spiel eines Orchesters zu tanzen, dem viele Musiker fehlten. Und die Heimfahrt war »beklemmend«: »Alle Straßen waren voll von Militär; mehrmals wurden wir von Soldaten angehalten, die um riesige Feuer herum Wache schoben. Es waren so viele, dass man das Empfinden hatte, ein Heerlager zu durchqueren.«²⁹ Eine Sotnja von Kosaken zog auf ihren zotteligen Ponys an ihnen vorbei. »Der Schnee dämpfte den Hufschlag der Pferde, und wir hörten nur das Klirren der Waffen.«³⁰

Die Hoffnung, am Montagmorgen würden wieder Ruhe und Ordnung einkehren, währte nicht lange. Einem berühmt gewordenen Bericht zufolge hatte Unteroffizier Kirpitschnikow von der Wolynski-Garde seine Kameraden in der Nacht davon überzeugt, dass das Regiment den Befehl, gegen die Arbeiter vorzugehen, nicht befolgen dürfe.* Als die Offiziere kamen und die Soldaten auf dem schneebedeckten Exerzierplatz der Tawritschski-Kaserne zum Dienst angetreten vorfanden, gab er ein Zeichen, worauf die Reihen riefen: »Wir werden nicht schießen.« Als die Offiziere ihnen drohten, begannen die Männer ihre Gewehrkolben rhythmisch auf den Boden zu schlagen. Die Offiziere erkannten, dass sie es mit einer Meuterei zu tun hatten, machten kehrt und rannten davon. Ein einziger Schuss fiel – er tötete ihren Kommandeur.³¹

In der kommunistischen Legendenbildung war dies der Vorfall, der die Petrograder Garnison für die Revolution gewann. Die Entschlossenheit der Soldaten, den Arbeitern beizustehen, war jedoch nicht ihr einziges Motiv. Keiner von ihnen wollte nämlich an die Front geschickt werden, und sie wussten, dass für eine Reihe von Reservebataillonen in Petrograd ein entsprechender Befehl geplant war.

* Die Wolynski-Garde hatte im 19. Jahrhundert vor allem der Unterdrückung von Aufständen in Polen gedient.

Seit dem frühen Morgen waren Schüsse zu hören, erst vereinzelte, dann einige Salven – vielleicht aus Freude in die Luft gefeuert, als die Soldaten feststellten, dass ihre Offiziere die Nerven verloren hatten. Rodsjanko schickte ein weiteres Telegramm an »Sa Majesté Impériale le Souverain-Empereur« nach Mogiljow. Darin hieß es: »Die Lage verschlechtert sich. Es müssen unverzüglich Maßnahmen ergriffen werden, denn morgen wird es zu spät sein. Die Stunde, in der sich das Schicksal des Landes und der Dynastie entscheidet, ist gekommen.«³² Nachdem der Zar die Nachricht gelesen hatte, bemerkte er lediglich: »Dieser dicke Rodsjanko hat mir schon wieder einen solchen Unsinn telegraphiert, dass ich ihm darauf nicht einmal eine Antwort geben werde.«³³

Die Demonstranten hatten sich an diesem Morgen auf den Weg zur Staatsduma im Tawritscheski- beziehungsweise Tauridenpalast gemacht, der unmittelbar neben der von der Wolynski-Garde gesicherten Kaserne lag. Derweil hatten sich die Rebellen zu den Linien der Preobraschenski-Garde im selben riesigen Komplex begeben und die Kameraden aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Beide Regimenter hatten daraufhin begonnen, den Arbeitern Waffen aus ihren Arsenalen auszuhändigen. Das war der Augenblick, in dem die Menschen begriffen, dass aus einer Revolte eine Revolution geworden war.

Sergei Prokofjew war bei der Kostümprobe einer Schulaufführung von Tschaikowskis Oper *Eugen Onegin* im Konservatorium gewesen und hatte beim Verlassen des Hauses festgestellt, »dass beim Arsenal am Liteiny-Prospekt eine regelrechte Schlacht mit einer furchtbaren Schießerei stattfand, da einige Soldaten bereits die Seiten gewechselt hatten«. »Als vom Liteiny her heftiges Gewehrfeuer zu hören war, blieb ich auf der Brücke über die Fontanka stehen. Neben mir stand ein Arbeiter. Ich fragte ihn, ob ich über die Fontanka gehen könne, und er antwortete mir ermutigend: ›Ja, gehen Sie. Diesen Bereich haben unsere Männer unter Kontrolle gebracht.«

›Unsere Männer? Was meinen Sie damit?‹, fragte ich ihn.

›Mit Gewehren bewaffnete Arbeiter und Soldaten, die zu uns übergelaufen sind‹, antwortete er. Das war mir neu.«³⁴

Einige Gruppen hatten sich schon auf den Weg gemacht, um Häftlinge aus der Peter-und-Paul-Festung, dem Litowski- und anderen zaristischen Gefängnissen zu befreien. Andere waren losgezogen, um Ministerien zu plündern und Akten zu vernichten. Das Petrograder Bezirksgericht, Poli-

zeireviere und die Dienststelle der Kriminalpolizei wurden in Brand gesteckt. Armeekommandos, die diese Örtlichkeiten eigentlich bewachen sollten, schlossen sich den Aufständischen einfach an. Etwa dreitausend Personen plünderten die Brennerei am Alexandrowski-Park und begannen, das Gebrannte zu konsumieren.

Eine halbe Kompanie des 3. Gardeschützenregiments unter dem Kommando eines Leutnants sollte das Hauptquartier der *Ochrana* verteidigen. Globatschow fragte den Leutnant, ob er glaube, dass man seinen Männern trauen könne. Der Leutnant schüttelte den Kopf, weshalb Globatschow ihn bat, seine Männer in die Kaserne zurückzubringen. Es machte kaum einen Unterschied. Noch vor Einbruch der Dunkelheit stand das Gebäude in Flammen. Nachdem der Schriftsteller Maxim Gorki zusammen mit dem Menschewiken Nikolai Suchanow die ausgebrannten Ruinen besichtigt hatte, prophezeite er, die Revolution werde zu »asiatischer Grausamkeit« führen.³⁵ Im Unterschied zu den slawophilen Liberalen und Lenin hatte Gorki unter den Armen gelebt und machte sich daher keine Illusionen, dass das russische Volk die »Inkarnation spiritueller Schönheit und Güte« sei.³⁶ Gorki, »ein hochgewachsener, leicht gebeugter, sehr kräftig wirkender Mann mit Igelhaarschnitt und blauen Augen«, wie Wiktor Schklowski schrieb,³⁷ war eindrucksvoll – physisch ebenso wie intellektuell.

*

Der jüngere Bruder des Zaren, Großfürst Michail, drängte »Nicki« auf Anraten von Fürst Golizyn und Rodsjanko, das gesamte Kabinett durch eines zu ersetzen, das der Duma verantwortlich wäre und an dessen Spitze der bekannte liberale Fürst Lwow stehen sollte. Mogiljow erreichten weitere Botschaften aus Petrograd, sogar eine von der Zarin, die – zu spät – Zugeständnisse empfahl. Der Zar war schockiert, dass seine Garderegimenter in die Unruhen verwickelt waren, zumal Protopopow ihm gesagt hatte, sie seien alle loyal. Er schrieb in sein Tagebuch: »Zu meinem großen Bedauern haben sich sogar die Soldaten beteiligt.«³⁸ Dennoch glaubte er weiterhin, der Aufstand könne niedergeschlagen werden. Er weigerte sich zu erkennen, dass er es mit einer wirklichen Revolution zu tun hatte.

Globatschow zufolge war es ein großer Fehler von General Chabalow, statt der Polizei und der Gendarmerie die Reserve-Infanteriebataillone in Petrograd einzusetzen. Zwar wurden an diesem Montag elf Demonstranten niedergeschossen, aber meistens kam es zu Verbrüderungen. Die Ab-

sperrungen der Infanterie ermutigten die Demonstranten, auf die Soldaten zuzugehen und mit ihnen zu sprechen. »Kavalleriepatrouillen erlaubten es den Arbeitern, die Pferde zu streicheln und zu füttern.«³⁹ Auf dem Znamenskaja-Platz hielt die Kosaken-Sotnja eine Einheit der berittenen Polizei auf, als diese die Menge zerstreuen wollte.

General Chabalow »begriff schließlich, dass er sich auf die Bajonette, von denen er angenommen hatte, sie würden ihm gehören, nicht verlassen konnte«, schrieb Globatschow. (Das »begriff schließlich« war eine beträchtliche Untertreibung, da Chabalow den Kopf verloren hatte und hysterisch wirkte.) »Jede entsandte Einheit schloss sich den Rebellen an«, so Globatschow weiter. »Am Abend verfügte er [Chabalow] nur noch über die Soldaten seines Hauptquartiers. Und der Aufstand griff weiter um sich. Die Plünderung von Geschäften und Privatwohnungen hatte begonnen. Auf der Straße wurden Offiziere ergriffen und entwaffnet, Polizisten geschlagen und ermordet, Angehörige der Gendarmerie verhaftet oder getötet. Kurz, um 17 Uhr war klar, dass es keine Obrigkeit mehr gab.«⁴⁰

Am späten Abend desselben Tages befahl der Zar, den kaiserlichen Zug bereitzustellen. Die neuesten Nachrichten von General Chabalow aus Petrograd bewiesen, dass Rodsjanko mit seinen Warnungen nicht übertrieben hatte. In diesem Moment der Krise wollte der Zar bei der Zarin und, vor allem, bei seinen an Masern erkrankten Kindern in Zarskoje Selo sein. Er befahl General N. I. Iwanow während des Abendessens, sich nach Petrograd zu begeben, um Chabalow abzulösen und das Kriegsrecht zu verhängen.

Iwanow sollte in einem anderen Zug ein Bataillon von Soldaten mitnehmen, die alle mit dem Sankt-Georgs-Kreuz für Tapferkeit ausgezeichnet worden waren. Von der Front sollten je vier Infanterie- und Kavallerieregimenter folgen, mit der Aufgabe, »den Aufstand der Einheiten in der Petrograder Garnison niederzuschlagen«.⁴¹ General Lukomski, der Generalquartiermeister, warnte den Zaren, dass es für ihn und sein Gefolge äußerst gefährlich sei, sich in die Hauptstadt zu begeben, wenn diese sich in offener Rebellion befinde, doch der Herrscher blieb bei seinem Entschluss. Es kam ihm nicht in den Sinn, dass die Eisenbahner einfach beschließen könnten, seinen Zug zu blockieren, so dass er gestrandet und von den Ereignissen völlig abgeschnitten wäre.